

Urbane Transformation.

Ein Vortrag von Davide Brocchi, Köln

Es freut mich, hier zu sein, danke für die Einladung. Das Thema meines Vortrags ist die „urbane Transformation“. Zuerst möchte ich mich auf den Begriff „Transformation“ fokussieren, dann die Frage beantworten, warum gerade Städte und Quartiere geeignete Orte und wichtige Treiber der Transformation sein können.

Im dritten Teil fokussiere ich mich auf die Frage, wie eine urbane Transformation stattfinden kann und im letzten Teil komme ich ganz kurz zum „Tag des guten Lebens“ als Best-practice-Beispiel.

Transformation meint, ein mehr oder minder radikaler Wandel der Gesellschaft, der Denkweisen und der Lebensstile. Beispiele davon sind zum Beispiel die Neolithische und die Industrielle Revolution sowie der Fall der Berliner Mauer. An sich ist Transformation ein neutraler Begriff und meint nicht automatisch eine wünschenswerte Entwicklung. Die Frage, ob wir eine Transformation wollen oder nicht, stellt sich heute nicht mehr, denn wir sind bereits mittendrin. Auch in den letzten Monaten haben wir immer wieder erfahren, dass der Klimawandel bereits eine bittere Realität ist.

Es stimmt also nicht, dass die Politiker, die Unternehmen oder die Menschen im allgemeinen keine Transformation wollen, denn bewusst oder unbewusst, absichtlich oder unabsichtlich haben sie bisher eine solche Transformation mitgetragen, sie geht heute leider in die falsche Richtung.

Im Fall der Transformation stellen sich zur Zeit nur drei Fragen:

1. Wollen wir die Transformation über uns ergehen lassen – oder lieber selbst gestalten? Soll die Transformation „by Disaster or by Design“ stattfinden?
2. In welche Richtung geht die Transformation oder *sollte* die Transformation gehen?
3. Wer gestaltet die Transformation für wen?

Zur ersten Frage.

In den Sozialwissenschaften wird zwischen ungeplanten, unabsichtlichen Transformationen einerseits und intentionalen Transformationen andererseits unterschieden. Intentional sind

Transformationen, die bewusst geplant werden, deren Ziele vorgegeben sind. Die neoliberale Globalisierung oder das Hauptgutachten 2011 des Wissenschaftlichen Beirats der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen (WBGU) über die „Große Transformation“ sind Beispiele davon.

Das Hauptgutachten beschreibt jene intentionale Transformation, die notwendig ist, um den Klimawandel zumindest abzufedern und unter 2 Grad Erderwärmung zu bleiben. Dafür müssen die Treibhaus-Emissionen in Industrieländern wie Deutschland um 80 – 95% bis 2050 reduziert werden, so die Wissenschaftsgemeinschaft (IPCC 2007). Wir führen gerade eine merkwürdige Diskussion über manipulierte Dieselfahrzeuge, in Wahrheit müssen wir schnellstens aus Erdöl und Kohle aussteigen. Technologische Innovationen wie Elektroautos reichen für solch eine Transformation nicht aus, manchmal taugen sie nur als Beruhigungspille.

Bei der „Großen Transformation“ geht es um deutlich mehr als um technologische Innovation, nämlich um tiefe „kulturelle, soziale, technologische, wirtschaftliche, infrastrukturelle sowie produktions- und konsumbezogene [...] Veränderungen in verschiedenen Sektoren und Systemen der Gesellschaft“, so das Umweltbundesamt und das Öko-Institut Freiburg (2015).

Zur zweiten Frage (in welche Richtung geht die Transformation oder sollte die Transformation gehen?)

Obwohl schon Margaret Thatcher ihre Politik mit dem Satz „There Is No Alternative“ (heute bekannt auch als T.I.N.A.-Prinzip) verteidigte, ist die heute dominante Transformation, jene die uns praktisch zum Desaster führt, kein Schicksal und kein Naturereignis, mit dem wir uns abfinden müssen: Es gibt Alternativen! Sie werden in anderen Kulturen und auch in städtischen Subkulturen gelebt. Während man in Deutschland am Auto festklammert, zeigen Kopenhagen oder Amsterdam bereits, wie gut eine entschleunigte Fahrradstadt funktionieren kann. Diese Alternativen werden oft mit Dachbegriffen wie Nachhaltigkeit, Zukunftsfähigkeit oder auch „Gutes Leben“ umschrieben. Was ist ein „Gutes Leben“?

Während in den westlichen Ländern die Qualität der Regierungspolitik allein mit dem Bruttonationalprodukt gemessen wird (das heißt sie ist gut, wenn sie für mehr Wirtschaftswachstum sorgt), folgen Länder wie Bhutan, Ecuador und Bolivien anderen Wohlstandsmodellen. In Bhutan wird die Qualität der Regierungspolitik anhand des Wohlbefindens der Menschen beurteilt, durch Bruttonationalglück statt Bruttonationalprodukt. In Bolivien und Ecuador ist das Leitbild „Buen Vivir“ (zu Deutsch „Gutes Leben“) in der Verfassung verankert und zum fundamentalen Staatsziel deklariert worden. Das „Buen Vivir“ ist keine Theorie, sondern die Art und Weise wie Indianer im Amazonas-Gebiet seit Jahrhunderten tatsächlich leben.

Hier ein Vergleich zwischen dem westlichen Wohlstandsmodell und dem Buen Vivir.

	Westliches Wohlstandsmodell	Buen Vivir / Sumak kawsay (indigene Völker in Lateinamerika)
<i>Hauptziel</i>	Wirtschaftswachstum	Gleichgewicht
<i>Vorbild</i>	Maschine	Natur / Menschlichkeit
<i>Umgang mit Zeit</i>	Beschleunigung	Bio-Rhythmus
<i>Naturbild</i>	Natur als Rohstofflager, Deponie oder Freizeitpark	Mutter Natur, Pacha mama
<i>Beziehungen</i>	Wettbewerb und soziale Ungleichheit (man vergleicht sich ständig miteinander)	Solidarität (Zusammenhalt) und gegenseitiger Respekt
<i>Werte</i>	Priorisierung der materiellen Werte (u.a. Eigentum, Massenkonsum)	Priorisierung der immateriellen Werte (u.a. Spiritualität, Qualität der Beziehungen)

Quelle: Eigene Darstellung

Ich habe den „Tag des guten Lebens“ in Köln 2011 initiiert, auch um die Perspektive umzudrehen (im Vergleich zur Kolonisierung, Modernisierung und Globalisierung): Was können wir von den indigenen Völkern und von afrikanischen Kulturen lernen, im Bezug auf ein „gutes Leben“?

Gerade in einem Kontext des Massenkonsums und der materiellen Verstopfung der Lebensstile, hat das Gute Leben sehr viel mit der Frage der Suffizienz zu tun: wie viel ist genug?

Wolfgang Sachs (1993) vom Wuppertal Institut würde den Weg zum Guten Leben anhand von vier „E“s definieren: Entschleunigung (Zeitwohlstand), Entflechtung (Regionalisierung und Raumwohlstand), Entrümpelung (sich vom Last des Besitzes befreien), Entkommerzialisierung. Statt „Schneller“, „globaler“, „mehr“, „kommerzieller“ brauchen wir heute ein „Langsamer“, „Näher“, „Weniger“ und „Persönlicher“.

Diese Vorstellungen vom Guten Leben sind nicht nur Theorie, denn auch die Statistik der Vereinten Nationen bestätigt, dass das Wohlbefinden der Menschen dort am höchsten ist, wo Großzügigkeit, Solidarität, Selbstbestimmung und Vertrauen in Regierung und Behörden herrschen.

UN-World Happiness Report 2017

		BNP pro Kopf
1.	Norwegen	1.616
2.	Dänemark	1.482
3.	Island	1.481
4.	Schweiz	1.565
5.	Finnland	1.444
6.	Niederlande	1.504
12.	Costa Rica	1.110
16.	Deutschland	1.488

Entscheidende Glücksfaktoren:

- Großzügigkeit
- Solidarität
- Selbstbestimmung
- Vertrauen in Regierung und Behörden

Nun ist die Frage, an welchem Wohlstandsmodell sich die Politik und die Stadtentwicklung in unserer Gesellschaft orientieren. Orientiert sich die Stadtentwicklung am Wohlbefinden der Menschen oder eher an der ökonomischen Rentabilität und am Standortwettbewerb?

Zur dritten Frage (Wer macht die Transformation für wen?)

Wir betrachten die gesellschaftliche Entwicklung oder das Wirtschaftswachstum oft so, als ob alle Menschen davon gleich betroffen wären, Tatsache ist, dass die bisherige gesellschaftliche Entwicklung vor allem von einer Minderheit für eine Minderheit bestimmt wurde. Die neoliberale Globalisierung wird von einem starken Schulterschluss zwischen Wirtschaft und Politik getragen – genauso wie der Immobilienboom in den Städten: Er kommt von oben und nicht von unten. In unserer Gesellschaft werden die Profite privatisiert und die Kosten und Risiken sozialisiert, sagt Noam Chomsky – und das gilt auch für den Klimawandel.

In den letzten Jahrzehnten ist die Demokratie auf allen gesellschaftlichen Ebenen enorm geschwächt worden und damit auch unsere Möglichkeiten, die Richtung der Entwicklung mitzubestimmen, die Entwicklung mitzugestalten.

Die Transformation gestaltet man heute mit, indem man Macht und Geld hat – oder indem man Bündnisse schmiedet, indem Bürger/innen miteinander zusammenarbeiten. Sie sollen nicht nur das eigene Leben selbst in die Hand nehmen, sondern auch die eigene Straße, den eigenen Stadtteil und die eigene Stadt, **denn** wem sollen sie gehören, wenn nicht den Bürger/innen selbst?

Mit dieser Strategie können wir selbst die Richtung der Transformation bestimmen und ihre Umsetzung vorantreiben.

Damit komme ich zum zweiten Teil des Vortrags. Es geht nämlich hier um die *urbane* Transformation; um die Frage, warum gerade die Stadt, das eigene Quartier oder gar die eigene Straße für eine Transformation hin zur Nachhaltigkeit und zum guten Leben geeignet sind.

Warum sollten wir mit der „Großen Transformation“ vor unserer Haustür beginnen?
Hier die wichtigsten Argumente.

1) Top-down ist gescheitert, es heißt nun bottom-up.

Wir haben jahrzehntelang geglaubt, dass die Nachhaltigkeit oder der Klimaschutz von oben nach unten durchgesetzt werden kann. In diesem Jahr findet die 23. Internationale Klimakonferenz in Bonn statt – und ich frage mich, was hat sich aber bisher geändert? Welche Wirkung hat zum Beispiel die Agenda 21 gehabt?

Es hat sich nicht nur wenig getan, sondern bei den entscheidenden Indikatoren klaffen die Ziele der Nachhaltigkeit und die reale Entwicklung immer weiter auseinander. Nur ein Beispiel: Laut UN ist die CO₂-Konzentration in der Atmosphäre noch nie so schnell gestiegen wie 2016.

Deshalb glaube ich seit dem Scheitern der Klimaverhandlungen in Kopenhagen 2009 nicht mehr an diese Strategie: Eine einseitige Steuerung der Gesellschaft von oben nach unten ist eher ein Teil des Problems und kann nicht die Lösung sein. Nicht einmal in den Städten funktioniert eine solche Form von Steuerung, die vielen Skandale der letzten Jahre stehen symptomatisch dafür: der Einsturz des historischen Stadtarchivs 2009 in Köln oder der neue Flughafen in Berlin.

Für eine Transformation in Richtung Nachhaltigkeit brauchen wir einen anderen Weg, eher von unten nach oben – und dieser Weg ist selbst das Ziel: Wir brauchen mehr statt weniger Demokratie, mehr statt weniger Dezentralisierung, mehr statt weniger Selbstverwaltung, mehr Public-Citizens-Partnerships als Public-Private-Partnerships.

Wir können mit der Transformation bei uns selbst, bei unseren Nachbarschaften, in unseren Gemeinden beginnen, mit der Unterstützung der Stadtverwaltung. Denn wir Bürger/innen sind nicht die Kunden der Stadtverwaltung, sondern die eigentlichen Eigentümer.

Natürlich wünsche ich mir einen Durchbruch bei den internationalen Klimaverhandlungen, glaube aber, dass wir ihn nur durch mehr Druck von unten hinbekommen.

2) Das menschliche Maß berücksichtigen.

Bei den meisten Entwicklungsmodellen geht es darum, den Menschen umzuerziehen, zu etwas anderem zu machen, als er ist: Heute müssen wir „global denken“, obwohl unser Gehirn genauso groß wie vor 15.000 Jahren ist. Wie fühlen wir uns, wenn erzählt wird, dass die Erdtemperatur in diesem Jahrhundert um drei Grad steigen wird und wir die CO₂ Emissionen um 95 Prozent senken müssen? Meistens überfordert oder ohnmächtig. Der Mensch ist ein kognitiv und physisch begrenztes Wesen: Wir können ihn entweder durch perfektere Maschinen ersetzen oder die Entwicklung und Organisation der Gesellschaft nach menschlichem Maß gestalten – an diese zweite Option glaube ich. Wir brauchen eine Entwicklung, die nicht nur die biophysischen Grenzen des Planeten respektiert, sondern auch die menschlichen Grenzen berücksichtigt. Das Lokale entspricht dem menschlichen Maß mehr als das Globale. Jeder kann sich mit dem eigenen Viertel viel stärker emotional identifizieren, als mit den übergeordneten Ebenen wie Bundesland, Staat oder Welt – und diese emotionale Identifikation ist eine wichtige Voraussetzung, um sich

als Bürger einzubringen, um zu partizipieren und Verantwortung zu übernehmen. Jeder Bürger ist auf lokaler Ebene ein Experte, jeder weiß ungefähr, was in dem Viertel los ist, in dem man lebt oder arbeitet. Warum müssen die Bürger/innen in Deutschland immer die höchsten Ebenen ums Geld anbetteln, selbst wenn sie am besten wissen, was für ihr Viertel gut ist?

Das ist der Grund, warum die Schweiz sehr starke Quartiere hat, mit einer starken Bürgerbeteiligung. Dort gilt das Prinzip der Subsidiarität: Die höhere institutionelle Einheit soll nichts machen, was die niedrigere Einheit genauso gut oder besser kann.

3) Vertrauen als zentraler Faktor der Transformation.

Vertrauen ist die Basis einer funktionierenden Demokratie und Ökonomie. Dort, wo sich Menschen misstrauen, ziehen sie nicht an einen gemeinsamen Strang. In der Globalisierung gibt es so viele Skandale, weil sich Produzenten, Händler und Verbraucher nicht persönlich kennen. Die Krise der Demokratie und die Finanzkrise sind Ausdruck einer Vertrauenskrise. Um sie zu überwinden, müssen die Demokratie und der Markt dort neugegründet werden, wo sich Vertrauen bilden kann – und das ist dort, wo sich Menschen im Alltag persönlich begegnen können, nämlich im Lokalen. Virtuelle Räume und social communities reichen für die Bildung und die Pflege von Vertrauen nicht aus, es bedarf physische Räume der Begegnung dafür. Ich bin in einem Dorf aufgewachsen, wo sich Produzenten, Händler und Konsumenten persönlich kannten – und diese engen Beziehungen waren die beste Garantie für die Qualität der Produkte, dort brauchte man keine Werbung um Vertrauen zu täuschen.

Schon in derselben Straße haben die Anwohner verschiedene Vorstellungen vom Guten Leben: Junge Menschen hören gerne laute Musik, ältere Menschen wollen lieber die Ruhe; Autofahrer wollen lieber mehr Parkplätze, Fußgänger freie Bürgersteige. Manchmal schimpfen diese Gruppen übereinander, aber wie wäre es, wenn sie sich persönlich begegnen und die eigene Straße als gemeinsame Wohngemeinschaft betrachten? Wie wäre es, wenn sie sich an einen Tisch setzen und sich die Frage stellen: Wie wollen wir in unserer Straße zusammen leben?

Das „Gute Leben“ ist kein statisches vordefiniertes Konstrukt, sondern muss schon in einer Straße ständig verhandelt werden. Schon in der eigenen Straße kann man die Demokratie lernen, leben und üben. Die Stadt kann als Gemeingut betrachtet und behandelt werden, vorausgesetzt die Anwohner/innen reden und kooperieren miteinander.

Ein weiterer wichtiger Punkt: Vertrauen bildet sich eher in kleineren als in größeren Gruppen, deshalb brauchen wir für eine nachhaltige Transformation eine Dezentralisierung – viele vernetzte kleine Gruppen. In einer kleinen Straßennachbarschaft bringen sich Menschen eher aktiv ein, als bei einer großen Stadtversammlung.

4) Die räumliche Nähe ermöglicht eine Sinnlichkeit, ein selbst Erleben.

Im Lokalen, vor der eigenen Haustür, muss ich über die Transformation nicht bloß reden: Ich kann sie selbst gestalten. Ein positiver Nebeneffekt: Während beim Reden vor allem Akademiker auftreten und sich dabei profilieren, ist die Sprache der Gestaltung inklusiver.

Weil ich das Ergebnis meines Handelns im Lokalen unmittelbar erlebe, ist das ein zusätzlicher Anreiz. Ich gehe mit dem Handeln verantwortlicher und bewusster um, wenn ich das Ergebnis unmittelbar erlebe.

5) Städte bilden Krisenherde und sind zugleich Pioniere des Wandels.

In den Städten werden die meisten Ressourcen verbraucht, aus den Städten kommen die meisten CO₂-Emissionen. In Städten kristallisieren sich soziale Konflikte. Die Städte sind die Haupttreiber der falschen Entwicklung, aber sie können auch zu Treibern des Wandels werden. Das machen die Transition Town-Initiativen vor, die sich auf die Zukunft vorbereiten. Wie werden sich die Städte versorgen, wenn das Öl knapp wird, was bald passieren könnte?

Transition Town Initiativen machen sich für eine Regionalisierung und Selbstversorgung stark. Als Grundbausteine der Stadt sind Quartiere ideale „urbane Reallabors“, um im kleineren Maßstab Transformationsprozesse zu initiieren, zu experimentieren und voranzutreiben, die dann auf die ganze Stadt übertragen werden können.

Nun komme ich zum dritten Teil meines Vortrags: Wie können wir eine Transformation hin zur Nachhaltigkeit in unserer eigenen Stadt, in unserem eigenen Quartier, in unserer eigenen Straße starten oder vorantreiben? Was sind die zentralen Stellschrauben für ein gutes Leben in unserem Wohnumfeld?

1) Transformation: von der Familie lernen.

Jeder von uns erfährt in der eigenen Familie eine lange Schulung über eine besondere Form der Ökonomie: die Schenkökonomie (M. Mauss). Die Schenkökonomie kommt ganz ohne Geld aus, innerhalb der Familie gibt es kein Privateigentum, sondern vor allem Gemeingüter, die geteilt werden: Kühlschrank, Auto, Fernsehen, Bücher, Essen, Werkzeuge, alles wird geteilt – und was geteilt wird, muss nicht zwei Mal gekauft werden. Das Teilen führt dazu, dass die Umwelt und das Klima weniger belastet werden. Nun stellt sich bei der Transformation die Frage, wie wir den sozialen Kreis, in dem die Schenkökonomie praktiziert wird, erweitern können – zum Beispiel auf die Nachbarschaft. Viele junge Menschen denken, dass die Sharing Economy eine Neuigkeit ist, in vielen italienischen Dörfern auf dem Land war aber die „Sharing Economy“ bis in die 1970er der Normalfall. Das, was man Zuhause vermisst hat, musste nicht unbedingt gekauft werden, sondern holte man sich bei den Nachbarn.

Wenn wir den Kreis erweitern wollen, indem die Schenkökonomie praktiziert wird, müssen wir uns fragen, wie sich die menschlichen Beziehungen innerhalb der Familie von den Verhältnissen

außerhalb der Familie unterscheiden: Genau, es liegt wieder am Vertrauen! Da wo Vertrauen herrscht, zum Beispiel unter Freunden, braucht man kein Geld und keine Verträge. Wie wird Vertrauen in der Familie gepflegt? Mindestens zwei Zutaten sind notwendig:

- *Raum als Gemeingut*: Jede Gemeinschaft, jede Nachbarschaft, braucht einen physischen Raum, der als Gemeinschaftsraum dient und selbstverwaltet wird. In der Familie gibt es eine gemeinsame Küche, ein gemeinsames Wohnzimmer...
Genauso braucht das Wohlbefinden der Menschen im Quartier nicht nur sanierte Wohnungen und Geschäfte, sondern auch soziale Aufenthaltsräume bzw. gemeinsame Freiräume, die selbstverwaltet werden. Urban Gardening Projekte sind oft Orte, in denen sich Nachbarschaft bildet und gepflegt wird. Am „Tag des guten Lebens“ werden Straßen und Plätze in einem ganzen Quartier zu selbstverwalteten Räumen umgewandelt, in denen die Schenkökonomie praktiziert wird. Eigentlich sollte es in jeder Straße einen gemeinsamen bedeckten Raum geben, der unabhängig vom Wetter genutzt werden kann. Damit könnte das miteinander Teilen, die politische Partizipation und die Lebensqualität enorm gefördert werden.
- Die zweite Zutat sind gemeinsame *Rituale*, so trifft sich jede Familie beim Mittag- und beim Abendessen am Tisch, oder bei bestimmten Festivitäten. Was können Rituale in der Nachbarschaft sein, um die Gemeinschaft zu pflegen?
Es muss nicht immer um das gemeinsame Essen gehen, es kann auch um Kunst, Sport oder Politik gehen. Man kann Theater oder Lesungen im Wohnzimmer realisieren. Der „Tag des guten Lebens“ ist auch ein nicht-kommerzielles Ritual, um den sozialen Zusammenhalt jenseits von sozioökonomischen und kulturellen Unterschieden zu pflegen.

2) Selbstermächtigung (Empowerment) und Selbstmachen

Bisher hat man uns beigebracht, dass die Regierung, die Stadtverwaltung, die Wissenschaft oder der Markt für unsere Probleme zuständig sind, wir sind eben Kunden oder Konsumenten. Wenn unsere Probleme nicht gelöst werden, haben wir das Recht zu protestieren und uns über nicht funktionierende Stadtverwaltungen zu beschweren. Ich plädiere dafür, diese Einstellung zu ändern. Wir sollten die Stadt nicht mehr konsumieren, sondern selbstmachen. Jeder von uns ist kreativ, jeder von uns hat Kompetenzen und ein Wissen über das eigene Quartier. Warum dieses Potential nicht nutzen? Wir müssen niemanden bitten, den ersten Schritt der Transformation zu machen: Wenn wir uns mit unseren Nachbarn zusammen tun, können wir diesen Schritt selbst tun. Die Mitarbeiter der Stadt und die Wissenschaftler sind selbst Bürger, unsere Nachbarn, warum es nicht gemeinsam anpacken?

Wenn wir Freiräume durch Investoren gefährdet sehen, die vor allem Profitinteressen verfolgen, dann müssen wir diese Räume selbst zurückerobern und dafür kämpfen.

Jeder Bürger kann die Mobilität in der eigenen Straße, die Energieversorgung im eigenen Viertel in die Hand nehmen und umgestalten – wie die Stromrebellin in Schönau, Schwarzwald. Im

Lokalen können wir die eigenen Lebensmittel anbauen, zum Beispiel in Urban Gardening Projekten. Wofür so viel Fläche für Autoparkplätze, für nicht genutzte Fahrzeuge, wenn dieser Raum viel sinnvoller für Grün und Kultur genutzt werden kann und wir auf Bus, Bahn und Fahrrad umsteigen können?

Jeder von uns kann unglaublich viel ändern – und das sagt hier jemand, der nichts Besonderes ist und mit Erstaunen diese Erfahrung in Köln gemacht hat.

Gerade in Zeiten der Globalisierung und der zunehmenden Flüchtlingsströme stellen sich viele Menschen die Frage, wo ist meine Heimat? Wo gehöre ich hin? Ich habe in den letzten Jahren viele Gespräche geführt – und kann die Antwort so zusammenfassen: „Ich bin dort zuhause, wo ich mitgestalte und mitgestalten darf.“ Eine echte Integration ist deutlich mehr als eine Wohnung und eine Arbeit. Die Identifikation der Bürger mit einem Projekt oder Prozess ist umso größer, je mehr sie es/ihn selbstgestalten dürfen.

3) Unkonventionelle Bündnisse

Wir sind gewohnt, dass nichts ohne Geld geht. Erst muss das Geld gefunden werden, dann kann man Projekte starten. Wenn wir in Köln an dieser Vorgehensweise festgehalten hätten, wäre es zum „Tag des guten Lebens“ nie gekommen. Wir haben ein ganzes Quartier für einen Tag autofrei bekommen, fast 200 Aktionen in der Nachbarschaft, und hatten einen Monat vorher nur 15.000 Euro in der Hand. Meine Erfahrung ist: Wenn Menschen sich zusammen tun, wenn jeder kleine und große Aufgaben übernimmt und sich für eine Aufgabe verantwortlich fühlt – und die Koordination klappt, kann man Berge bewegen. Es gibt große Spielräume für die Transformation auch ohne Geld, sie ergeben sich durch das Teilen. Geld schafft zwar Gestaltungsspielräume, schließt aber auch andere, denn sobald das Geld ins Spiel kommt, klappt es mit dem Teilen nicht mehr so gut. Ökonomisches Kapital und soziales Kapital vertragen sich in unserer Gesellschaft nicht immer gut.

Eine Stadtentwicklung von unten nach oben bedeutet nicht, dass sich Bürger und Stadtverwaltung als Kontrahenten erleben müssen. Im Gegenteil, in Köln habe ich erfahren, wie viel möglich ist, wenn Stadtverwaltungen, Zivilgesellschaft und Anwohnerschaft auf Augenhöhe zusammenarbeiten. In Köln haben drei Bezirksvertretungen den „Tag des guten Lebens“ einstimmig beschlossen. Dieser Tag wird von einem ad hoc gegründeten bunten, lokalen Bündnis von fast 130 Organisationen aus den Bereichen Umwelt, Ökonomie, Soziales und Kultur, das Bündnis heißt Agora Köln. Daran beteiligen sich Bürger, Schulen, Theatern, Umweltinitiativen, Unternehmen, die Kölner Verkehrsbetriebe... Solche Bündnisse brauchen wir, um die Rahmenbedingungen zu ändern. Man kann auch die Bauern, den Einzelhandel und das Handwerk aus der Region an lokalen Bündnissen beteiligen, um die Nahrungsmittelversorgung und die Ökonomie stärker zu regionalisieren, zum Beispiel durch die Einführung einer Regionalwährung.

Zu jedem Bündnis für die Transformation sollte auch die Natur gehören, denn wir sind ein Teil von ihr und sie ein Teil von uns.

4) Vielfalt

Ich habe hier die Familie und das Dorf als Vorbild thematisiert, doch ich wollte irgendwann aus diesen Formen von Gemeinschaft weg. Was ich oft dort vermisst habe, war die Weltoffenheit. Weltoffene Gemeinschaften, die Vielfalt ertragen statt hemmen, das ist die größte Herausforderung – aber auch die größte Chance für ein gutes Leben, in dem sich jeder von uns persönlich entfalten kann, ohne dafür ausgegrenzt zu werden.

Nachhaltigkeit darf nicht bedeuten, dass man die Nutzung des sozialen Raums vorgibt, sondern dass man Räume für die Diversität und Selbstbestimmung öffnet. Bündnisse müssen nicht nur Konsens ermöglichen, sondern auch Pluralität.

Ich sehe zu viele Gruppen, in denen man unter sich ist: die Ökos sind unter sich, Kulturschaffende sind unter sich, Politiker sind unter sich, Banker oder arme sind unter sich, ältere Menschen und junge Menschen auch; es gibt Gruppen mit vielen Migranten oder Gruppen ganz ohne Migranten; Akademiker sind unter sich, während Arbeiter in der Gewerkschaft sitzen. Doch was ist mit der Mischung? Die räumliche Nähe in den Quartieren ist eine Chance, um die Vielfalt in Dialog zu bringen. Wir bereisen die Welt, weil wir die Buntheit suchen – und doch haben wir nicht gelernt, die Buntheit nebenan zu erkennen und zu nutzen. Wenn jede Straße fünf Kriegs- und Klimaflüchtlinge aufnehmen und Integration selbst praktizieren würde, wäre dies eine sehr wirksame Maßnahme um die wahre Bedeutung von Frieden und Klimaschutz bewusst zu machen, denn diese Menschen haben es erlebt. Migranten sind Botschafter anderer Realitäten außerhalb unserer Illusionsblase.

Eine heterogene Bevölkerung lässt sich am besten durch Vielfalt mobilisieren – und eine wichtige Frage beim „Tag des guten Lebens“ war: Mit welcher Sprache lässt sich die Vielfalt am besten mobilisieren? Auch deshalb heißt es „Tag des guten Lebens“ statt zum Beispiel „Tag der Nachhaltigkeit“.

5) Transformation als Lernprozess

Jede Transformation ist auch ein Lernprozess. Sie sollte als Experiment betrachtet werden, denn man kann auch aus Fehlern und Misserfolgen sehr viel lernen. Lernprozesse brauchen Räume für die Selbstreflexion und den Wissens- und Erfahrungstransfer; eine Atmosphäre, in der man sich offen mitteilen kann und in der mit Respekt zugehört wird. Lernprozesse erfordern das Bewusstsein, dass das System, das wir ändern wollen, ein Teil von uns selbst ist. Lernen beginnt deshalb oft da, wo es weh tut. Was wäre aber aus uns geworden, wenn wir das Lernen immer vermieden hätten, weil wir lieber an alten Überzeugungen, Illusionen, Gewohnheiten und Sicherheiten festgehalten hätten?

Das gute Leben, das wir nach außen predigen, will gleichzeitig nach innen gelernt und gelebt werden.

6) Transformative Wissenschaft

Die Beteiligung der Wissenschaft kann die Transformation als Lernprozess stark fördern: Hier können die Reflexion, die Auswertung der Prozesse, das Festhalten von Lehren, das Wissen- und Erfahrungstransfer stattfinden. Die Frage ist aber, *welche* Wissenschaft, denn es gibt auch eine Wissenschaft, die eher Teil des Problems als der Lösung ist. Es gibt eine Wissenschaft, die uns die Separation von Themen und die Spezialisierung beigebracht hat. Manche Menschen beschäftigen sich heute mit Menschenrechten, andere mit Klimawandel *oder* Biodiversität, mit Flüchtlingen, Kunst *oder* mit Nachbarschaft – alle getrennt voneinander. Der Erfolg von Quartiersinitiativen ergibt sich jedoch durch die Tatsache, dass sie viele Themen bündeln können, die Komplexität jedoch reduzieren, indem man das Lokale statt das Globale als Handlungsraum wählen.

Die wichtigste Quelle, um zu wissen, wie Transformation stattfinden kann, sind nicht die sterilen Labors der Universitäten, in denen man alle Faktoren unter Kontrollen hat, sondern die Praxis und die komplexen Reallabors, zum Beispiel in den Quartieren. Die Zusammenarbeit zwischen Bürgern und Wissenschaftlern funktioniert aber nur auf Augenhöhe und der „akademische Habitus“ kann sich dabei auch als hemmend auswirken.

Das Eisberg-Modell der Psychologie sagt uns etwas wesentliches: Wir werden die Transformation hin zur Nachhaltigkeit nicht schaffen, indem wir allein an die Vernunft der Menschen appellieren!



In den Wissenschaften, in unserer modernen Gesellschaft, in der Politik und Stadtverwaltung und manchmal auch im Vereinswesen wird jedoch so gehandelt, als ob die Rationalität, die Information und die Normen aufschlaggebend für ein „gutes Verhalten“ wären, doch so sind die Menschen nicht, so können wir die Menschen nicht mitnehmen. Eine Entwicklung nach menschlichem Maß ist auch eine Entwicklung, die die Gefühle und die Emotionen der Menschen berührt, der Lebendigkeit Raum lässt, statt sie zu unterdrücken. Beim Guten Leben geht es eben auch ums „sich wohl fühlen“ und nicht nur um Aktionismus. Wir brauchen, die verbale und die digitale Kommunikation (die scharfe Kommunikation), um zu selektieren und das soziale Handeln auf bestimmte Ziele zu fokussieren, doch die integrative Energie für dieses Handeln gewinnen wir nur auf der Ebene der nonverbalen Kommunikation. Dafür kann ein Zusammenkochen und -essen mit Nachbarn und Fremden in einem warmen Ambiente sinnvoller sein als ein Workshop mit einem Experten im sterilen Raum.

Alles, was ich bisher hier gesagt habe, entspricht einerseits dem Prinzip hinter dem Kölner „Tag des guten Lebens“ und fasst gleichzeitig die wichtigsten Lehren und Erkenntnisse aus diesem urbanen Realexperiment zusammen. Trotzdem im letzten Teil meines Vortrags kann ich noch ein paar Worte diesem Vorhaben widmen.

In Köln gibt es einen „Tag des guten Lebens“ seit 2013, er findet einmal pro Jahr in abwechselnden Quartieren statt, 2017 fand er zum vierten Mal statt. Dieses Projekt wurde im September mit dem ersten Deutschen Nachbarschaftspreis unter 1.300 Bewerbern ausgezeichnet.

An diesem Tag wird ein ganzes Quartier zum Gemeingut, das von den Anwohnern/innen im Sinne des guten Lebens umgestaltet wird. Straßen und Plätze sind autofrei, alle Aktionen nicht kommerziell.

Die Geschichte dieses Projektes beginnt mit einem Zufall: Ich arbeite als Lehrbeauftragter in der Kölner ecosign/Akademie für Gestaltung und lehre dort Nachhaltiges Design. Die Direktorin bat mich 2011 eine Bewerbung für die Akademie zu schreiben, für einen Ideenwettbewerb mit dem Titel „Dialog Kölner Klimawandel“. Meine Idee war, ein jährlich stattfindender „Kölner Sonntag der Nachhaltigkeit“ einzuführen, die Direktorin hatte keine Zeit, sich die Bewerbung anzuschauen, ich wurde gebeten, diese als Person einzureichen, meine Arbeit sollte nicht umsonst sein.

Meine Idee hatte zwei Inspirationsquellen. Zuerst ein erfolgreiches Projekt im Rahmen der Ruhr.2010. Am 18. Juli 2010 wurde die A40 für den motorisierten Verkehr gesperrt und für Besucher frei gegeben. Haben sich die Autofahrer deswegen beschwert? Nein, drei Millionen Menschen gingen auf die Autobahn spazieren, fuhren Rad, frühstückten zusammen mit Fremden. Dieses Projekt zeigte zwei Dinge: (a) dass es eine sehr breite Sehnsucht in unserer

Gesellschaft gibt, nach mehr Gemeinschaft, nach mehr Freiräumen; (b) dass sogar eine Autobahn zu einem Raum für Alternativen umdeutet und umfunktioniert werden kann. Meine Idee war eben, ein solches Konzept mitten in einer Stadt zu realisieren.

Die zweite Inspirationsquelle war die altgriechische Agora. Mitten in der altgriechischen Polis gab es auch einen Gemeinschaftsraum, das war ein Versammlungsplatz, die Agora. Auf der Agora ist die direkte Demokratie entstanden, denn dort trafen sich die Bürger, um die Entwicklung der eigenen Stadt gemeinsam zu bestimmen. Auf der Agora trafen Produzenten aus der Region auf Konsumenten, dort wurden die sozialen Beziehungen gepflegt, auf der Agora fand Kultur im öffentlichen Raum statt.

Nun stellte ich mir die Frage: Wo ist die Agora in der modernen Stadt geblieben? Der öffentliche Raum wird hier immer mehr privatisiert, kommerzialisiert, ist durch den Autoverkehr besetzt, es gibt so viele Vorschriften der Stadtverwaltung, die berücksichtigt werden müssen, so dass die Bürger öffentliche Räume nutzen können.

Die Idee des „Tags des guten Lebens“ ist es, Straßen und Plätze in einem möglichst großen Gebiet der Stadt in einer Agora umzuwandeln. Wie würde die Stadt aussehen, wenn sie von unten regiert wird? Was passiert, wenn die Anwohner Freiräume zur Verfügung bekommen, in denen sie sich nicht nur begegnen und aufhalten können, sondern die sie gemeinsam selbstverwalten und gestalten dürfen?

Natürlich passierte damals, 2011, das komplett Unerwartete, meine Idee wurde mit dem „Dialog Kölner Klimawandel“ ausgezeichnet. Weil ich allein nie fähig gewesen wäre, eine solche Idee umzusetzen, habe ich das Konzept an alle Organisationen der Stadt geschickt, mit Bitte um Unterzeichnung. Die ersten 50 Unterzeichner habe ich im September 2012 zu einem Treffen eingeladen, es ist mir gelungen ein Bündnis zu bilden: die Agora Köln, die bis heute den „Tag des guten Lebens“ trägt und organisiert.

Als Bewegung wurde es einfacher, die Politik zu bewegen. Im Dezember 2012 beschloss die Bezirksvertretung Köln-Ehrenfeld die Einführung des „Tags des guten Lebens“, einstimmig. Dabei wurde auch das autofreie Gebiet definiert: ein Quadratkilometer groß, 24 Straßen, 22.000 Anwohner.

Nun lud die Agora Köln alle Anwohner zu einem Nachbarschaftstreffen und machte ihnen ein Angebot: „Ihr dürft für einen Tag euer eigenes Quartier regieren und im Sinne des guten Lebens umgestalten. Es gibt nur zwei Bedingungen: Die Autos bleiben stehen bzw. müssen umgeparkt werden, so dass der Freiraum für eure Aktionen entstehen. Alle Aktionen sind nicht kommerziell, es darf nichts gekauft und verkauft werden, der Tausch darf nur im Sinne der Schenkökonomie stattfinden.“

Auf Basis dieses Angebot haben sich in jeder Straßen Gruppen gebildet, die zuerst die Frage diskutiert haben, was ist das Gute Leben in unserer Straße, wie wollen wir zusammenleben. Jede

Gruppe hat das Programm in der eigenen Straße selbst bestimmt.

Am 15. September 2013 fand dann der erste „Tag des guten Lebens“ [Impressionen].

Warum ist der „Tag des guten Lebens“ ein Katalysator in einem Transformationsprozess?

- 1) Es hat sich ein breites Bündnis dafür gegründet.
- 2) Menschen sind in den Nachbarschaften zusammengekommen und wurden mobilisiert, es sind Strukturen entstanden, die über den Tag hinaus bestehen geblieben sind.
- 3) Jeder Tag ist der Höhepunkt einer Kampagne zu einem Schwerpunktthema, zum Beispiel Nachhaltige Mobilität. Man versucht gemeinsam Transformationsschritte um- und durchzusetzen.

Aber was ist das wichtigste Ergebnis?

Hier ein Zitat einer Anwohnerin...

„Seit dem Tag des guten Lebens brauche ich morgens 15 Minuten länger um meine Brötchen einkaufen zu gehen, weil ich auf dem Weg dahin ständig von Menschen angesprochen werde, die ich vorher nicht kannte.“

Nachhaltigkeit beginnt eben mit der Gestaltung menschlicher Beziehungen.

Vielen Dank!